

Weibe Eheleute arbeiten auf Lohn und bestellen daneben ihr eigenes Anwesen, in dem sie ein recht armeliges Dasein führen, doch ist ihr Wesen so konservativ, daß sie weder an Industrie, besser bezahlte Arbeit, noch an ein Verlassen von Ort und Häusern denken. Dazu sind sie kaum jemals aus ihrem Orte herausgekommen, außer ins nahe Amtstädtchen; der Mann war auch nicht Soldat. An Lohn erhielt der Mann 487, die Frau 214 M., wozu für 40 M. selbstgebaute Kartoffeln treten. Für Lebensmitel wurden 449 M. = 8,63 M. pro Woche verwandt, wozu noch pro Kopf und Tag (7 Personen) 17,5 Pf. herauskommen, und davon allein die Hälfte auf Brot und Kartoffeln zu rechnen ist. Fleisch kommt nicht einmal alle Sonntage auf den Tisch. Kleidung ist sehr armlich und Brennholz wird im Walde zusammengelesen. Die Rechnung spricht deutlich für das kargliche Leben der Familie, die man auf dem Lande, da die Leute noch gesund sind, keineswegs als Arme betrachtet.

Schließlich sei noch der Versuch des Verfassers erwähnt, einige Haushaltungsberechnungen aus rein hausindustriellen Familien zu erhalten, von denen aber keines so geführt war, daß es verwertet werden konnte. Nur eines davon hat der Verfasser auszuwählen vorzuziehen, das eine 9köpfige Familie aus 3 Generationen umfaßt, von denen wenigstens 4 Personen voll und alle übrigen bis zum kleinsten Kinde theilweise beschäftigt sind. Der Verdienst soll zu manchen Zeiten ein guter sein, aber wenn die Verleger keine Waare brauchen, ein überaus kleiner, und mitunter komme man nur durch Mittel- oder Geminnsucht eines Verlegers, der einen recht billigen Kauf machen will, zu dem nöthigen Gelde für Lebensmitel. Aus einer solchen Periode stammt die vorliegende Rechnung, die allen einen täglichen Broterwerb von 75—100 Pf. aufweist, der, solange der Kartoffelvorrath noch reichlich war, auf 50—75 Pf. zusammenschumpfte. Brot und Kartoffeln, das typische Genuß der Hausindustrie! Hr. Weyl schreibt diese trostlosen Zustände dem Mangel an Ordnung zu, weil man in guten Geschäftsjahren alles verbraucht und dann darbe; aber thatsächlich befanden in manchen Hausindustriellen auch Haushaltungen, die immer so dürrig leben müßten. Wer aber das hausindustrielle Genuß und das Verlangen des Menschen nach Abwechslung kennt, der wird sich gar nicht darüber wundern, daß die Leute den besseren Verdienst der guten Konjunktur aufbrauchen, abgesehen von den alten Schulden, die vielfach zu bedeuten sind, zumal eine völlig ausgeleerte Haushaltung und hungrige Wagen mehr verschlingen, als dies in geregelten Verhältnissen geschieht.

Aus den meisten der aufgeführten Budgets geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Deklaranten in ärmlischen, unzureichenden Verhältnissen leben und von einem auch nur recht bescheidenen Ansprachen genügenden Lebensunterhalt

weit entfernt sind. Und doch handelt es sich bei den meisten um verhältnismäßig hohe Einkommen, die den Durchschnitt des Lohnniveaus der Masse weit überschreiten und die für Tausende fleißiger Arbeiter als ein unerreichbares Ideal gelten. Auch von dem oft seitens der Bourgeoisökonomem getadelten Luxus, dem in Arbeiterkreisen angeblich gekostet werde, ist in den Budgets wenig zu finden. Was einen erschreckenden Umfang entdekt man, daß es immer Familienhäupter mit einer größeren oder geringeren Kinderzahl sind, die Angaben gemacht haben. Je mehr Kinder da sind, desto schwieriger ist das Auskommen, desto mehr muß gearbeitet werden und desto unzureichender wird die kleine Wohnung. Und da das Unternehmertum den Familienvätern keine höheren Löhne zahlt, als den Leihigen, eher geringere, weil diese in ihrer Freizügigkeit beschränkt sind, so muß eben die Frau mit erwerben, muß sich für geringfügigen Lohn ausbeuten lassen, und wozu diese Zustände führen, das ergab sich aus dem Budget des Fabrikarbeiterhepapa's Nr. 16.

Das Herausgreifen der Wohnungsfrage aus dem Allgemeinbild dieser Budgets führt zu falschen Schlüssen. Gewiß ist es ein Unterschied, ob eine Familie in der Großstadt das 4—6fache des ländlichen Mietzinses opfern muß, ohne dafür entsprechend besser zu wohnen, und ebenso gewiß kann durch eine vernünftige kommunale Wohnungspolitik manches gebessert werden, aber im Kampfe um die Existenz ist die Wohnung zu sehr Nebenlage, um mit ihr allein Reformen zu erzielen. Der Arbeiter folgt der Arbeitsstelle, dem höheren Verdienst, der ihm zugewandten Arbeit und postet seine Wohnungsansprüche dem vorhandenen Wohnungsangebot an. Und was wäre gebessert, wenn die Industrie, wie der Verfasser empfiehlt, allgemein den Zug aufs Land antreten würde, wo sie billiger fabrizieren könnte, den Arbeitern mit wenigem Kapital gute Wohnungen bauen und bei mäßigeren Löhnen eine zu friedenere Arbeiterklasse haben könnte? Für die Arbeiter wäre gar nichts gebessert, im Gegenteil würde das Unternehmertum die Löhne so tief herunterregulieren, daß nur die angepaueste Tätigkeit aller Familienglieder in Garten- und Landwirtschaft oder Hausindustrie ein halbwegs Auskommen zu garantieren vermag. Die Bedürfnislosigkeit würde in erschreckendem Maße zunehmen und zwar in einer Weise und mit Folgen, die jede lebenskräftige, entwicklungsfähige Industrie mit dem Ruin bedrohen würden. Denn die Industrie braucht auch qualifizierte Arbeiter, die das ländliche Milieu nicht zu entwickeln vermag, sondern die erst im Stadtleben ihre Erziehung und Reife erhalten, und nicht wenige Industrien sind verpufft durch ihre vom Weltstrom abgeschobene Lage und durch die mittels Hungerlöhnen erzwungene Bedürfnislosigkeit ihrer Arbeiter. Das Stadtleben mit seinen höheren Ansprüchen und Bildungsgelegenheiten ist ein so kulturell wichtiger Faktor in der ökonomischen Entwicklung eines Volkes,

daß kein ernsthafter Volkswirtschaftler daran denken kann, dasselbe auszuhalten.

Nicht die Wohnungsfrage, sondern die Lohnfrage ist der springende Punkt. Hier müssen die Reformen einleiten, die Arbeiter haben sich zu organisieren und Löhne zu erkämpfen, die zu einem menschenwürdigen Leben ausreichen. Nicht eine zufriedene Arbeiterklasse, die sich mit den niedrigen Löhnen auf das Land zurückzieht, um dort billiger zu leben, sondern eine unzufriedene Arbeiterklasse, die die Noth ihres Daseins empfindet, die höhere Bedürfnisse erstrebt und sich die Mittel dazu erringt, gebrauchen wir, und in dieser Hinsicht fällt das großstädtische Proletariat seinen Platz in den Kulturbestrebungen der Menschheit viel besser aus, als der sohlbauende und schweinegähnliche ländliche Tagelöhner oder der bedürfnislose Arbeiter der Kleinstadt.

Um diese Zurückgebliebenen aus ihrer Abgeschiedenheit und Bedürfnislosigkeit aufzuwecken, die der großen Bewegung der Arbeiter für Verbesserung der Lebensbedingungen zuzuführen, bedarf es einer unangenehmen Agitation, die eindringlich die Lebenshaltung dieser Arbeiterschichte studiert und ihnen ihre Noth klar vor Augen führt. In dieser Beziehung hat der Verfasser einen glücklichen Griff getan; er hat durch die eingehenden Untersuchungen und Schilderungen der Lebenshaltung von Arbeiterfamilien eine beachtenswerthe Propagandaarbeit wider Willen geschaffen, die Jedem, der mit der Agitation in Stadt und Land betraut ist, gute Dienste leisten wird.

Auf zur Urabstimmung!

Ein ganzer Sturm von Artikeln hält jetzt seinen Einzug in die „Buchbinderzeitung“, um den Schritt des Ausschusses zu mißbilligen. Wenn wir uns die Frage vorlegen, was bedeutet das? So können wir getrost darauf antworten: Ein Nichtkennenwollen der Berliner Verhältnisse. So haben sich denn auch viele Kollegen in der Person des Kollegen Frey II, Stuttgart, und des Kollegen Homfeld, Mannheim-Ludwigshafen, gefunden, die beinahe entrüsst waren über das Vorgehen des Verbandvorstandes und Ausschusses, betreffend der Reise nach Berlin und deraus gegangenen Konsequenzen.

Ein jeder unbesangene Beobachter wird wohl zugeben müssen, daß es den Berlinern nicht darum zu thun war, den übrigen Zählstellen etwas aufzutreiben, was für die Organisation schädlich wäre, sondern mehr das Interesse zur Sache war, es endlich einmal die Mängel zu beseitigen und Frieden in unsere Organisation zu bringen. Als man den Verbandsvorstand und Ausschussvorsitzenden hierher zitierte, sollte nicht der Wunsch einzelner Personen erfüllt werden, sondern der ganze aus mindestens vierzig Personen bestehende Verwaltungsausschuss war fast einmütig der Ansicht, daß endlich etwas geschehen müsse, um den Grenzschutz zu beseitigen. Glaubt man denn nun aber, daß in Berlin lauter Besessenen und Optimisten seien, da wären allerdings die Vertreter der Hauptverwaltungskörperschaften, ein Urteil hierüber zu fällen. Im Gegenteil, man hat vielleicht in Berlin mehr in moralischer und praktischer Beziehung geleistet, wie in einem großen Teil der

übrigen Städte und dürfte der Umfang des zu bearbeitenden Gebietes schon dazu beitragen, den Bearbeitenden Kenntnisse und Material zu verschaffen, das anderwärts so haben ist.

Wenn man nun kommt und zeigt die Vertreter obgenannter Körperschaften eines Kanossaganges und vergleicht, so glaube ich werden auch hier die Kollegen Dietrich und Harber die Meinung bekommen haben, daß man sich doch nicht so leicht über Sachen hinwegsetzen kann, als wie es bis jetzt geschehen ist. In einer mehrstündigen Beratung beschäftigte man sich am Sonntag den 22. August mit der Angelegenheit, wie es möglich wäre in Berlin andere Verhältnisse herbeizuführen und wieder neuen Agitationsstoff zu bekommen. Von Kollege Bergmann wurde ein Weg vorgezeichnet, den man unter Umständen gehen könnte; der Vorschlag fand aber keine Gegenteile und so blieb nur der Weg der Urabstimmung. Selbst der Ausschussvorsitzende Kollege Harber, der doch als berufener Vertreter und als Kenner der Berliner Verhältnisse gelten kann, wenn sich dieselben auch verändert haben, bestrich ein Schauspiel, was er vor Jahren selbst erlebt hat und konnte schließlich zu dem Entschlusse kommen, um nicht wieder eine entwegene Organisation vor sich zu sehen, den Weg der Urabstimmung zu befehlen.

In recht ironischer Weise glaubt Kollege Frey II die Sache beurteilen zu müssen, indem er die Urabstimmung als Schilfbürgerstück bezeichnet; inwieweit man dies als berechtigt anerkennen kann, lasse ich dahingestellt, jedenfalls ist der Weg den Kollege Frey einschlägt, ein vollständiger verfehlter. Er glaubt weiter, daß die anwesenden Vertreter des Verbandsvorstandes und Ausschusses durch eine schwachbesuchte Versammlung der Beberarbeiter beeinträchtigt worden seien. Nein! Kollege Frey, die Intentionnahme der örtlichen Verhältnisse im Allgemeinen hat sie dazu getrieben und Ihnen als denkenden Menschen wäre es nicht besser, ja vielleicht noch schlimmer ergangen. Die Verhandlungen werden Sie ja aus Nummer 38 der Zeitung erleben haben. Wenn man nun kommt und sagt, daß die Beberarbeiter auch bei niedrigen Beiträgen nicht zu haben sind, das hätte die Vergangenheit gelehrt und würde auch die Zukunft lehren. Was hat denn nun die Vergangenheit gelehrt? Doch wohl weiter nichts, als daß die Verhältnisse im Allgemeinen sehr barriere liegen und daß sich dieselben in der Gegenwart gebessert haben und die Zukunft wird das lehren, was die Gegenwart praktisch anbahnt. Weiter glaubt Kollege Frey, daß der Verbandsvorstand und Ausschuss solchen Fragen unparteiisch gegenüberstehen müßte. Das wäre denn doch wohl das Beste, was es geben könnte, wir sind der Meinung, daß der Verbandsvorstand nicht allein für Stuttgart da ist, sondern für die Allgemeinheit und deshalb verlangen wir und das ist unser gutes Recht, daß er mit uns schwierige Angelegenheiten regelt, die für die Allgemeinheit von Nutzen sind. Glauben Sie lieber, es ist nicht zum Schaden unserer Organisation, es wird dies nur den Frieden in unserer Organisation sichern.

Ein Bericht aus Mannheim spricht sich ebenfalls sehr unglücklich gegen diesen Schritt zur Urabstimmung aus, ja man geht sogar soweit, die Reise nach Berlin als einen Kanossagang zu bezeichnen. Doch ich tröste mich damit, daß ich hierin nicht die Justizstelle Mannheim suche, sondern es ist die helle Stimme des Kollegen Homfeld heraus. Desagter Kollege glaubt weiter, daß man dem Eigensinn der Berliner gebuldig habe. Ja! ich glaube

Auf der apenninischen Halbinsel.

Reiseblättern von einem Kollegen.

(Fortsetzung.)

Weiter ging's, nach Norden, durch ewig langweilige Gegenden, zwei Dörfer im ganzen Tag oder drei, eins so grau wie das andere. Die Landwirtschaft, das Vieh auch der Viehzuchtverhältnisse bald, ist mit der Zeit durchaus nicht fortgeschritten. Die reichen Latifundienbesitzer verzeihen ihre Zinsen in den glänzenden Großstädten und die Bäcker quälen sich mit den Ährigen, dem verwahlosten Boden das Allernützlichste abzugewinnen. Hier gilt Schillers Wort: „Das Land ist reich und gütig wie der Himmel, doch die's bebauen, sie genießen nicht den Segen, den sie pflanzen!“

Der 11. Oktober war ein Sonntag. Sonntag in der Provinz Kampanien, durch was unterschieden er sich wohl vom Sonntag? Die Bauern geben ebenso sämmtig einher und prägen ihre Gesel mit derselben Gefühlslosigkeit. Im Freien ist es merkwürdig still, kein Laut, kein wohlbekannter Schall an unser Ohr. In unserer Heimath vernimmt man den Ruf der Wachtel oder flücht die Lerche in die Lüfte hinein, und wer nur einiges Interesse hat für die Schönheit der Natur, wird auch in weiten reichen Gegenden Norddeutschlands etwas Zerstreuung finden. Nichts von alledem dort unten. Keines Vogels Wehrst er hört, der Hase und andere Thiere des Feldes und des Waldes sind längst dem gefährigen Menschen zum Opfer gefallen. Nur Eidechsen giebt es und zwar in Menge, grüne, graue, braune, kleine und große. Sie können sich im Strauchhain und verschwinden beim Näheren menschlischer Fußstapfen unter den breiten Blättern der Kakteen, welche oft mannshoch die Straße entlang stehen. Spärliches Kastaniengebüsch bedeckt die Berge und theilweise sind sie von der Sonne ganz bedeckt. Kein Schatten, kein frisches Tränkewasser. O wie schön sind Deutschlands Lannenswälder und wie gut schmeckt das Bier in Wänden. Das italienische Volk gilt allgemein als Bedürfnislos und ist es in der That.

Ein Trunk Wein, ein Brot mit einigen Trauben oder Feigen bilden oft die ganze Mahlzeit des Arbeiters. Das Brot ist feiner und geringer als bei uns und wird ganz ohne Salz und Fette gebacken. Auf Salz und Tabak liegt das Monopol, Zind-

höhlen, Eisenbahn- und Dampfschiffbau müssen verlernt werden, selbst die Bettel, und wären sie noch so klein, die der Kaufmann zur näheren Zeichnung der Waare oder des Preises derselben an das Schaufenster stellt, oder die Noth, daß man im Hause ein Zimmer zu vermieten hat, kurzum Affären jeder Art müssen mit 5 Centesimi verrechnet sein, oder die Polizei entfernt sie. Petroleum wird mit 70 Centesimi pro Liter und Holzkohle mit 10 Centesimi pro Rilo bezahlt, und damit man mit Licht und Lust nicht allzu verschwenderisch umgeht, ist die Regierung schließlich auf die Idee einer Fenstersteuer gekommen.

So bezieht der Staat von all und jedem direkt oder indirekt seine Procente. Wenn nun ein Arbeiter 1,50 Lire im Tage verdient, wird es wohl jedem Leser dieses klar, was nach Verteilung der notwendigen Bedürfnisse übrig bleibt und was den Italiener treibt, sein Vaterland, das reichsgelegene, zu verlassen und sein Brot im Ausland zu suchen. Und wer das begreift, dem sind solche Vorgänge, wie sie sich in Zürich, Aigues-Mortes und an verschiedenen Plätzen Südamerikas abspielten, kein Räthsel mehr. Das sind die in die Augen springenden Folgen der Bismarck-Crispian'schen Politik, Millionäre und Proletariat zu züchten.

Am Morgen des fünften Tages unserer Abreise verließen wir die am Meere gelegene Stadt Terracina und sagten den Entschluß, die 56 Kilometer betragende Entfernung bis zur nächsten Driftschiffstation nach an diesem Tage zurückzulegen.

Die Straße dahin führt linear gerade durch die pontinischen Sümpfe und auf der ganzen Länge trifft man nur vier bewohnte Gehäute. Die Gegend ist jedes landwirtschaftlichen Reizes bar und dürfte etwa der Rineburger Heide annähernd gleichen. Benutzt wird sie von einem Hirtenvolk, das in Hüten von Stroh und Bambus — ähnlich den Bismarcks der Indianer — hinst und vom Hügelschlage der Kultur scheinbar noch wenig berührt wurde. Die Weine mit Trierellen besetzt, immer zu Pferde und nie ohne Gehehr, machen sie auch durchaus keinen europäischen Eindruck.

Das Wetter war schon früh Morgens recht schön. Schlangen und Ottern sahen wir in ungewöhnlicher Zahl und Größe über die Straße schleichen und alles ließ darauf schließen, daß etwas in Anzuge war.

Um vier Uhr Nachmittags brach ein Dornemetter los, wie ich ein solches nur in jenen südlichen Ebenen entdecken kann. Der erste blaugelbe Regen durchwuschte uns in Nu bis auf die Haut. Ein Kanal in der Höhe, daß wir mit knapper Noth hineinschlüpfen konnten, bot uns zwar vorläufigen Schutz, aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn als uns das Wasser zu den Füßeln von oben hineinzulaufen drohte, mußten wir eben hinaus. Es geschah wie mit Röhren und an den Gebrauch des Schirmes war wegen des herrschenden Windes gar nicht zu denken. Schlag folgte auf Schlag und das elektrische Licht blendete uns um so mehr, als es bereits Nacht geworden war. Mit welcher Todesangst strebten wir vorwärts und erreichten nach erschöpfendem Marsche mehr tod als lebendig das Städtchen Cisterna.

Zum Glück trafen wir humane Wirthsleute und einen warmen Herd, dessen wir sehr bedurften, da wir buchstäblich keinen trockenen Faden auf dem Leibe hatten. Trotz des schlechten Wettes, das uns zur gemeinsamen Benützung wurde, schliefen wir nach den durchgemachten Strapazen sehr wohl, obgleich, um mit Heinrich Heines Worten zu reden, die Hitze darin Hochzeit hielt. Nur war es ein unangenehmes Gefühl, die durchwuschten Kleider am anderen Morgen wieder anzulegen, doch ließ der Gebante, daß wir nur noch 36 Meilen* von Rom entfernt waren, manches überwinden, und als uns erst die Sonne wieder besahen, war alles wieder gut.

Wir stiegen vom Albanergebirge herab. Die Sonne versank gen Westen ins Meer und vor uns in einer weiter hügeligen Ebene erstreckten wir Rom, die ewige Stadt. Die Stadt, die einst so groß und herrlich war.

Unwillkürlich beschleunigte sich das Tempo unserer Schritte. Wie weit liegt die nächste Driftschiffstation? fragen wir einen vorübergehenden Landmann. Rom liegt noch 16 Meilen, hier es. Wir glauben nicht recht gehört zu haben und fragen nochmal, dieselbe lakonische Antwort. In einer vereinzelt am Wege stehenden Lokanda wurde unsere Anfrage um Nachquartier abschlägig beantwortet, da wir keine Ahnung hätten, daß wir bis Rom keine Driftschiff mehr treffen würden, ließen wir uns auch in

der nächsten kurzen Hand abweisen. Die Gegend veränderte sich, das Land wurde flach und die, einen Geruch wie von fauligen Wasser weckte uns der Astenwind entgegen, und gerallene Thürme und Mauern, Zeugen einer längst vergangenen großen Zeit, deren Umrisse gigantisch zu beiden Seiten der Straße aus dem Dunkel auftraten, sagten uns, daß wir uns in der Campagna Romana befanden.

Dieser große Sandkomplex war im klassischen Alterthum weithin bebaut und fruchtbar. Nicht nur die Landhäuser des römischen Patriciats, sondern auch zahlreiche Städte und Dörfer bedeckten die Ebene vom Cabinergebirge bis ans Meer, welche seit dem dritten Jahrhundert, wo sie von Schaaren plündernder Barbaren, Lombarden u. durchzogen wurde, ein Bild der trostlosesten Verödung bietet, und trotz aller Bemühungen der päpstlichen (Kirchen-) Staat und neuerdings der königlichen Regierung sich nicht wieder erholen konnte. Sobald der Sommer naht, ziehen die Hirten, die die Campagna bewohnen, mit ihren Herden hinauf ins Albanergebirge, um der Malaria, einem bösen Fieber, zu entgehen und für ihre Herden bessere Weidplätze zu finden. So liegt nun Rom, die Hauptstadt der italienischen Monarchie, inmitten einer Landschaft, die man in Deutschland zweifellos nicht der Vaterne suchen und nicht finden dürfte. In Anbetracht dieser Umstände werden wir uns also in durchaus keiner beneidenswerthen Lage.

Von einer Wirthschaft wies man uns immer zur nächsten und zwischen jeder waren immerhin etliche Meilen Distanz. Niemand mochte uns für unser Geld über Nacht behalten. Auf diese Weise belamen wir allerdings einen sonderbaren Begriff von der italienischen Selbstständigkeit. Unterbesen war es elf Uhr geworden, wir glaubten endlich daran, daß wir ausgeperrt waren, und ergaben uns in unser Schicksal. Langsam, die mühen Füße drohten den Dienst zu verlassen, näherten wir uns unserem Ziele, das sich durch einen hellen Streif, den Widerschein der Straßenbeleuchtung, am Himmel markierte. Gegen zwei Uhr Morgens erreichten wir die Stadtmauer an der Porta S. Giovanni in Vaticano, wo wir bei strömendem Gewitterregen in der Veranda einer Gartenwirthschaft den Anbruch des Tages erwarteten.

So kamen wir nach Rom. (Fortsetzung folgt.)

* 3 italienische Meilen = 5 Kilometer.

